

Migranten sollen nicht ins Ghetto verbannt werden

Wien erprobt innerstädtische Flüchtlingsunterkünfte als Alternative zu abgeschotteten Containerdörfern am Stadtrand

GABRIELE DETTERER

Seit Jahresbeginn sind in Italien wiederum fast 100 000 Migranten angekommen. Wer kann, verlässt Italien in Richtung Norden. So gelangen viele nach Österreich und Deutschland oder in die Schweiz. Ihre Unterbringung bleibt allenthalben eine der grössten Herausforderungen.

Basel gehört zu den Ankunftsstädten mit überschaubarer Flüchtlingszahl. Rund 700 Asylbewerber lebten Anfang Juni in der Rheinstadt. Sie wohnen teils in stationären Unterkünften, teils in von der Sozialhilfe angemieteten Räumen. Neu errichtet wurde auf dem Dreispitz-Areal eine in Modulbauweise erstellte Siedlung, geplant von dem Architektenbüro «in situ». Maximal 250 Personen können in den dreistöckigen Laubengang-Häusern wohnen. Im Vergleich zu einem Berliner Wohntypus für Flüchtlinge, sogenannten «Tempohomes», sind Asylbewerber, die in der Dreispitz-Siedlung unterkommen, gut untergebracht, denn «Tempohome» meint Leben in Containerdörfern am Stadtrand.

Unterkünfte in der Innenstadt

Auf ein interessantes Gegenmodell zu gestapelten Modulen oder Containerdörfern am Stadtrand stösst man in Wien. Dort wurden an drei Standorten Unterkünfte für Asylbewerber im innerstädtischen Kontext geschaffen. Initiation dieser alternativen Flüchtlingsunterkünfte ist Elke Delugan-Meissl. Der renommierten Architektin gelang es, das von ihr entwickelte Konzept «Orte für Menschen», das sie auf der Architekturbiennale Venedig 2016 präsentiert hatte, zu realisieren. Zu den Zielen des Projektes gehört die Stärkung der Eigeninitiative aufseiten der Ankömmlinge. Die drei Architektenteams Caramel Architekten, EOS sowie nextENTERprise Architekten haben in drei Wiener Stadtbezirken eine Flüchtlingsunterkunft realisiert.

Die Nähe zu den Bewohnern vermittelte den Designern wichtige Einsichten in die Situation und die Bedürfnisse der Migranten. Insbesondere die Verzahnung von Wohnen und Gemeinschaftsökonomie erwies sich als eine grosse Herausforderung. Mitarbeiter gemeinnütziger Organisationen sind an den drei Standorten im Einsatz und haben bisher im Rahmen dieser drei seit rund einem Jahr laufenden Projekte über tausend Personen betreut.

Dieser «Ort für Menschen» im dritten Wiener Bezirk hat es in sich. Das Haus ist eine ehemalige Zollamtschule. Nun sind Flüchtlinge in die Zimmer der einstigen angehenden Grenzschützer eingezogen, was seltens symbolkräftig annimmt. Zudem beherbergt das Gebäude heute einen Polizeiposten und eine Ballsportschule. Alles unter dem Dach eines Gebäudekomplexes der 1970er Jahre. Natürlich ist fraglich, ob



Die Architekturbiennale Venedig zeigte 2016 experimentelle Flüchtlingsunterkünfte, die nun in Wien realisiert wurden. PAUL KRAUZIEN

die ungewöhnliche Heterogenität der Gebäudenutzer der isolierenden Absonderung von Asylbewerbern tatsächlich entgegenwirken kann.

Eine zweite Zielsetzung im Haus Erdberg, die Verbindung von Unterkunft und Beschäftigung, konnte zu nächst umgesetzt werden. Bis vor wenigen Wochen befand sich im Haus Erdberg ein Werkraum, in dem Flüchtlinge Möbel nach Selbstbau-Modellen fertigten, welche das EOS-Design-Team aus gelben Schalungsbrettern entworfen hatte: Bänke, Hocker, Tische, Regale, Kücheneinrichtungen, alles, was es braucht, um Zimmer und Gemeinschaftsräume auszustatten.

Der Andrang war gross, denn Untätigkeit belastet Menschen, die auf den Asylbescheid warten. Sie wollen arbeiten und mit anpacken. Doch Selbsttätigkeit führt zu einem Problem, das entsteht, wenn in einer staatlichen Immobilie neuartige Gemeinwohlökonomie und sozialintegrative Ansätze verknüpft werden. So stoppte der staatliche Hauseigentümer den Kücheneinbau aus Schalungsplatten, weil das Material vorgegebene Gastronomie-Standards für Gemeinschaftsküchen nicht erfüllt.

«Narrisch» sei die amtliche Überregulierung, meint Harald Gründl (EOS) hinsichtlich der vielen Vorschriften. So ruht der Küchenausbau, leider, denn als eine der Sternstunden

ihres Engagements erlebte Lotte Kristoferitsch (EOS) den Abend, an dem im Haus Erdberg der Prototyp der Selbstbautische eingeweiht wurde.

Für den Werkraum im Haus, der geschlossen wurde, konnte eine Ausweichwerkstatt gefunden werden, denn es gibt Arbeit von externen Auftraggebern. Die neue Open-Air-Werkstatt befindet sich auf dem nahen «OPENmarx»-Gelände, einer Brache mit Zwischennutzung. Dort schleift ein iranischer Asylbewerber gelbe Bretter für die Möblierung der ersten Vienna Biennale.

Wie lange er schon in Wien sei, fragen wir Mohsen Poorebrahim. «18 Jahre», antwortet der Asylbewerber prompt auf Deutsch. 18 Jahre? – Schnell verbessert er sich: «18 Monate». Der Versprecher zeigt, wie lange den Migranten, die nur sehr eingeschränkt arbeiten und Geld verdienen dürfen, die Wartezeit erscheint.

Beschäftigung, die der Gemeinschaft nützt und nicht rein therapeutisch motiviert ist, macht das Haus Erdberg – trotz den auferlegten Einschränkungen – zu einem besonderen Ort. Arbeit und Beschäftigung unterstützen den Willen der Ankömmlinge, Deutsch zu lernen und Schritte zur Selbsttätigkeit zu unternehmen, stärker als humanitäre Rundumversorgung und Grattisprachkurse.

Vom Haus Erdberg fahren wir in den 10. Wiener Bezirk, zum «Ort für Menschen»-Projekt am Kempelpark. Hier

ist nach Jahren der Leere wieder Leben eingekehrt. Viele Menschen, auch Esther, Aliagha und Koffi, laufen durch die Grünanlage, um zu ihrem «Heim» im «Park» zu gelangen. Es befindet sich im ehemaligen Siemens-Firmensitz auf einem sechs Hektaren grossen Areal, an das ein Wohnquartier grenzt. Nachdem Siemens vor Jahren den Bürokomplex aufgegeben hatte, schloss sich das Tor zum firmeneigenen Areal.

2015 erwarb ein privater Investor Gebäude und Grund. Kurz darauf begann die Wende, die das Eckgrundstück durch Nutzungsvielfalt wieder belebte. So stimmte der Eigentümer dem Plan von Elke Delugan-Meissl zu, hier einen «Ort für Menschen» einzurichten und junge Flüchtlinge und Studierende gemeinsam unterzubringen. Rund vierzig Studierende und dreissig junge Männer im laufenden Asylverfahren teilten sich bei unserem Besuch Aufenthaltsräume, Küche und Zimmer in umgestalteten Siemens-Büros. Auch die Möblierung ist experimentell. NextENTERprise entwarf Schrank, Bett, Schreibtisch, alles untergebracht in einem Raum-in-Raum-Möbel.

250 Euro Monatsmiete kostet das Studentenleben in dieser Vielfalt extrem unterschiedlicher Lebenserfahrungen. In einem Zimmer treffen wir Koffi aus Togo und Aliagha aus Afghanistan. Vor seinem Ein-Raum-Modul hat Aliagha einen weissen flockigen Hirtenpöppel

ausgebreitet, der dem Wohngehäuse eine persönliche Note verleiht. Den Teppich wird er erst wieder einrollen, wenn das Amt über seinen Asylantrag entschieden hat und er die Unterkunft verlassen muss. Aliagha spricht Farsi, Koffi versteht kein Farsi. Was sie anstreben, das sagen sie auf Deutsch: Der Afghane will Maschinenbau studieren, dem Mann aus Togo schwebt eine Arbeit mit erneuerbaren Energien vor.

Markus Bachmaier betreut das Projekt als Caritas-Vertreter vor Ort. Natürlich komme es manchmal zu Unstimmigkeiten zwischen Asylbewerbern und Studenten, sagt er, aber es gebe keine Vorfälle, die über das hinausgingen, was für ein Studentenwohnheim normal sei. Jedoch sei die Fluktuation hoch.

Neben Konzepten innovativer Wohnformen gelang am Kempelpark eine für die Belebung des ehemaligen Siemens-Areals entscheidende zweite Intervention. Der private Eigentümer war bereit, die abgeschlossene Grünanlage öffentlich zugänglich zu machen. So wurde aus dem Siemens-Firmensitz ein Stadtbaustein, dessen hybride Nutzung die vitalen Quartierswandel fördert. Diese Alternative zu neugebauten Flüchtlingsheimen ist jedoch nur temporär angelegt, der Mietvertrag mit dem privaten Eigentümer dauert bis 2019.

Ein Aussenraum

Der dritte «Ort für Menschen», den wir in Augenschein nehmen, befindet sich an einem ehemaligen Bürohaus an der Pfeiffergasse. «Strassen für Menschen!», den Leitspruch von Bernard Rudofsky, setzten Caramel Architekten vor der Flüchtlingsunterkunft um. Sie errichteten einen Vorplatz mit Tischen und Sitzbänken unter einer von Petunien begrünnten Pergola. Auch hier gab es amtlichen Widerstand, bevor der neue Aussenraum genehmigt wurde. Selbstverständlich, und zu Recht, mussten die von den Architekten für die Heimbewohner entworfenen schirmartigen Zelte aus amtlich gebilligtem feuerfestem Stoff bestehen.

Flüchtlingsfrauen haben die beschriebenen textilen «Ready-made»-Kreationen genäh. Das schildert Günter Katherl im Café des Heimes und zeigt uns den Garten, den die Asylbewerber vor dem Haus angelegt haben. Was ist für die Ankömmlinge das Wichtigste? – Tätig sein, selber kochen zu können, stünde in der Wunschliste ganz oben, so Günter Katherl.

Flüchtlingsunterkünfte in ungenutzten Bauten in den Städten mit dem Ziel «Integration und Quartiersentwicklung» einzurichten, ist ein Konzept, von dem bisher ein überschaubarer Kreis an Migranten und Flüchtlingen profitierte. Da es an leerstehendem Büroraum nicht mangelt und im Zuge der Digitalisierung Flächen des herkömmlichen Bürohaustyps vermehrt frei werden dürften, könnte das Konzept «Orte für Menschen» Schule machen.

Wir Bundestrainer

Es schlägt die Stunde der Nörgler und Besserwisser. Die deutschen, österreichischen und Schweizer Buchpreise werfen ihre Schatten voraus

PAUL JANDL

Mein Vater war ein grosser Fussballer. Seine beste Zeit hatte er in der Ära des österreichischen Bundestrainers Leopold Stastný. Den gebürtigen Slowaken Stastný fürchtete man wegen seiner defensiven Taktik. Sie hatte Nachteile und Vorteile. Österreich gewann zwar fast kein Spiel, dafür aber trotz des Gegners wie Brasilien und Deutschland ein 0:1 ab. Im Gegensatz zu Leopold Stastný war mein Vater kein Freund der Defensive. Er plädierte für Forechecking, und war die Nationalmannschaft einmal vorm Tor, dann war es ihm ein Leichtes, vom Fernsehessel aus einzunetzen. Blitzschnell und unwillkürlich federte das Bein des Vaters in den Licht-

schein des Schwarz-Weiss-Fernsehers. Sein mit eleganter Kühnheit angesehter Schuss hat immer getroffen, die österreichischen Stürmer trafen nie. Es gab also Zerwürfnisse und eine frühe Erfahrung mit einem Phänomen, das man «Bunde-strainererei» nennen könnte. Aus ganzem Herzen weiss man etwas besser, für das es auch noch Fachleute gibt.

Wenn im Herbst die Buchpreise in Deutschland, Österreich und der Schweiz vergeben werden, wenn die Longlists und Shortlists respektabler Romane erstellt werden und am Ende eine Schriftstellerin oder ein Schriftsteller siegreich ist, dann ist wieder Zeit für Bunde-strainererei. Man weiss es besser.

Es soll nicht schon wieder ein DDR-Roman mit Plaste und Bombast sein

und keine ins Monströse verkleinerte Schweiz. Und nach Friederike Mayröcker muss jetzt nicht auch noch Ernst Jandl den österreichischen Buchpreis bekommen. Die Jury des Deutschen Buchpreises hat ihre Longlist vorgelegt, und noch kann man wenig daran herum-mäkeln. Alles da: poetische Prosa (Marion Poschmann: «Die Kieferinsel») und prosaische Professoren (Jonas Lüscher: «Kraft»). Favoriten: Robert Menasse, Ingo Schulze, Thomas Lehr. Neue Namen: Jakob Nolte, Sasha Marianna Salzmann, Robert Prosser. Dazu noch: kleine Verlage, deutsche Autoren, Österreicher, Schweizer. Und: Frauen!

Wer es bisher besser wusste, der vermisse mindestens eine der Gruppen. Diese Jury aber scheint ein Gewohn-

heitsrecht zu unterlaufen, das zu den Buchpreisen mitamt ihren aufmerksamkeitsökonomischen Kollateralschäden dazugehört: Man muss anderer Meinung sein können. Wenn Literaturjürys beisammensitzen und klugen Aufsatz über Juryarbeit als «intersubjektive Dynamiken» beschrieben hat: «Wenn es zur Sache geht, ist Adrenalin im Spiel.»

Ob Buch- oder Bücherpreis-Jury oder Bachmann-Wettbewerb: Ein Juror muss mit den Beschädigungen seiner Eitelkeit zurechtkommen, wenn der Autor nicht durchzubringen ist, für den er sich einsetzt. Er darf es nicht persön-

lich nehmen, wenn der Plot eines mittelmäßig geschriebenen Romans über die zisierte Prosa seines Favoriten triumphiert. Es braucht Demut angesichts konträrer Meinungen. Im Irrtum sind schliesslich immer die anderen.

Dass die Buchpreise sich selbst zu den Meisterschaften des Literaturbetriebs erklärt haben, zu nationalen Meisterschaften, in denen der beste Roman oder das beste Sachbuch gekürt wird, kann man ihnen heftig ankreiden. Es hilft, die Sache sportlich zu sehen. Nichts hindert das professionelle oder private Publikum daran, es besser zu wissen, bunde-strainerisch aufzubegehren, wenn die Kandidaten für den grossen Herbstwettkampf feststehen. Mit Eigentoren der Jürys ist zu rechnen.